

Lady Gaga verjüngt das Programm

MONTREUX Das Konzert von Lady Gaga und Tony Bennett wird als ein Highlight des 49. Montreux Jazz Festival in Erinnerung bleiben. Das ungleiche Bühnenpaar zeigte, dass die Liebe zur Musik den Jazzsänger und die Artpop-Künstlerin perfekt einen kann.

Quincy Jones kündigt die beiden an: Seinen Freund Tony Bennett, den er «schon kannte, bevor es Elektrizität gab», und die «süsse und überwältigende Lady Gaga». Der legendäre Jazzmusiker ist sich sicher: Claude Nobs, der verstorbene Mitbegründer des Montreux Jazz Festival, hätte sich gefreut, die beiden auf der Bühne zu sehen.

Auch das altersmässig durchmischte Publikum kann den Auftritt kaum erwarten. Lange vor Showbeginn ist es bei jeder Regung auf der Bühne in Aufruhr geraten, hat geklatscht, gerufen und die Handykameras scharf gestellt. Und jetzt erst recht, als Tony Bennett und Lady Gaga in Erscheinung treten. Er im hellgelben Jackett, sie mit Turmfrisur und pompösem Glitzerkleid, das bloss der Anfang einer 90-minütigen Kostümparade ist.

In amerikanischer Manier

Auf dem Programm stehen Jazzklassiker wie «Anything Goes» von Cole Porter, «I Don't Mean a Thing (If It Ain't Got That Swing)» von Duke Ellington, «The Lady Is a Tramp» von Richard Rodgers oder «In the Wee Small Hours of the Morning» von Frank Sinatra. Vorgetragen in traditionell amerikanischer Unterhaltungsmanier, mit Schwung und Stimmgewalt, an der Seite herausragender Musiker – Überraschungen soll es keine geben.

Stellt sich bloss die Frage, wie sich Artpop-Königin Lady Gaga in der Rolle der Jazzdiva schlagen wird. Für ihren Beitrag zu «Cheek to Cheek», dem Grammy-nominierten Album mit Tony Bennett, ist die Popsängerin schon mal in höchsten Tönen gelobt worden.



Tony Bennett als Mentor und Lady Gaga als übermütige Schülerin auf der Bühne in Montreux.

Marc Ducrest

Der Mythos im Handyzeitalter

MUSICAL Romeo skatet. Die Thunerseespiele zeigen «Romeo und Julia – das Musical» in einer Halfpipe vor grosser Naturkulisse.

Der Franzose Gérard Presgurvic, der den Text geschrieben und die Musik komponiert hat und mit seiner Musicalversion von «Romeo und Julia» seit 2001 einen internationalen Erfolg feiert, hielt sich sehr an Shakespeare. Eine kleine dramaturgische Veränderung fiel auf der Thuner See-bühne auf. Dort ist die Geschichte des Veroneser Liebespaars – erzählt mit Shakespeare-Anleihen in deutscher Übersetzung und mit eingängiger Musik – einen Sommer lang zu erleben. Die Vorpremiere war ein Sommerferienfest.

Explizite Umschlingungen

Der kleine Unterschied? «Es war die Nachtigall und nicht die Lerche»: Wie bei Shakespeare blendet das Musical in den morgendlichen Ausklang der Hochzeitsnacht ein, aber die Musik fordert doch noch zu expliziteren Umschlingungen auf. Das moderne Shakespeare-Paar beweist seine emanzipiertere Liebe auch dadurch, dass es sich nicht vor, sondern erst nach der Liebesnacht von Pater Lorenzo segnen lässt.

Ganz so weit her ist es aber nicht mit der Emanzipation. Statt zum Handy zu greifen und durchzubrennen, greift man zu Gift und Gegengift, um dem väterlichen Diktat zu entgehen. Dass dieser Capulet im pinken Anzug (Björn Klein) nicht gerade als Autoritätsperson auftritt und Paris, der Bräutigam (Georg Prohazka), ein windiger bunter Vogel ist, macht die Geschichte aus dem heutigen Verona in dieser Inszenierung (Regie: Christian von Götzt) nicht glaubwürdiger. Die «West Side Story» bieten einen interessanten Vergleich.

Aber die vorgeführte Dekadenz des Familienclans hat auch ihre theatralisch erfrischende Seite: Der Barbie-Ball bei Capulet als Kostüm-, Kitsch- und Dragqueen-Revue ist ein grosser Hit (Choreografie: Carlos Matos / Kostüme: Mareike Delaquis Porschka). Auch die Jugendgangs bieten spektakuläre Unterhaltung. Dazu lädt die toll gemachte Halfpipe-Bühne (Ulrich Schulz) ein. Da gibt es rasende Fahrten auf dem Skateboard (wozu Tybalt auch singen kann), und halsbrecherische Bike-Stunts von BMX-Spezialisten.

Dann ist die Halfpipe auch eine Arena. Da die eine Seite den Capulets, die andere den Montagues gehört, ist sie ein rechter Hexen-

kessel für die krachenden, aber präzisen Kampfszenen (Choreografie: Jochen Schmidtke). Beim entscheidenden Duell zwischen Romeo und Tybalt allerdings pausiert die Musik: Auch das ein Zeichen für das dramatische Gespür des Komponisten. Er hat wirkungsvolle Balladen geschrieben, mit denen auch die Figuren in der zweiten Reihe Profil bekommen: Besonders eindrücklich etwa Kat-

ja Berg als Amme, Philipp Büttner als Tybalt und Tobias Bieri als Benvolio.

Kuroschi Abbasi lässt Mercutio schauerlich sterben, und die beiden aufgetakelten Mütter erhalten durch Claudia Agar und Kerstin Ibalid im Duett starkes sängerisches Profil. Das gilt auch für den Fürsten (Paul Kribbe), der als Polizeichef auftritt, während Steffen Häuser Pater Lorenzo als



Ein Selfie mit Julia: Shakespeares Drama im 21. Jahrhundert.

pd

Malen mit Bewegungen

TANZ Heute wird Heinz Spoerli 75. Der Starchoreograf des modernen klassischen Balletts denkt auch nach dem Ende seiner Zürcher Direktion nicht an den Ruhestand.

Für den Choreografen Heinz Spoerli sind Premieren Tage der Arbeit. Während der Vorstellung sitzt er mit seinen Assistenten im Regieraum, schaut sich die Aufführung an und korrigiert. So hat er es immer gehalten. «Der Tanz ist eine offene Kunst. Ein Werk ist nie zu Ende», sagt Spoerli.

Soeben hat er an der Mailänder Scala die Cello-Suiten von Bach neu inszeniert. «In den Winden im Nichts» ist eine Wiederaufnahme für Spoerli, doch den Schluss wollte er anders haben, also korrigieren. Weil das Werk nie endet, endet auch die Arbeit nie. Selbst für einen nicht, der längst den Ruhestand erreicht hätte.

«Ich vermisse nichts»

«Meine Karriere ist noch nicht vorbei. Ich will selbst bestimmen, wann ich aufhöre», sagt Spoerli. Spoerli arbeitet als freier Choreograf, seit er nicht mehr Direktor des Zürcher Balletts ist, das er bis 2012 sechzehn Jahre lang geleitet hatte.

Geboren wurde Spoerli 1940 in Basel. Im Variété kam er mit dem Theater in Berührung und liess sich, parallel zur Verkäuferlehre und gegen den Willen der kleinstädtischen Eltern, zum Tänzer ausbilden. Nach ersten Choreografien am Ballet du Grand Théâtre in Genf kam Spoerli 1973 zum Ballett an den Basler Theater, das er zu einem der wichtigsten klassischen Ensembles Europas machte. 1991 wurde er als Ballettdirektor an die Oper nach Düsseldorf berufen, die er nach vier Jahren wieder verliess, weil er sich in seiner künstlerischen Arbeit eingeschränkt fühlte.

Nein, er vermisse nichts, sagt Spoerli. «Ich habe 40 Jahre lang eine Kompanie geführt, das ist lang genug.» Er schätze die Zeit, die er nun zwischen den einzelnen Aufträgen habe. «Nur die Menschen um mich herum fehlen mir manchmal.» Ihm, der sich stets als «Vater» seiner Truppe verstand, ebenso fürsorglich wie fordernd, und der abends nach den Proben doch die Distanz und

Sie habe gezeigt, dass sie auch ohne jegliche technische Verfremdung eine grossartige Stimme hat, so der mediale Grundtenor.

Live wirkt Lady Gaga vorerst etwas unbeholfen. Oder vielmehr verkrampft von dem Swing-Ding mit seinen Fingerschnipp- und Kopfnick-Choreografien. Es reicht eben nicht, wenn diese Gesten gut imitiert werden. Sie müssen durch und durch automatisiert sein – wie bei Reviervorsteher Bennett.

Tradition macht locker

Zum Glück versucht Lady Gaga nicht lange, der Jazz-Primadonna zu entsprechen. Wie ein aufmüpfiges Kind macht sie sich bald selbstständig, tanzt in ihrem Trampelschritt, klatscht dem Trompeter im Vorbeigehen mit der Hand auf den Bauch und pflanzt sich singend auf den Klavierstuhl, dass der Pianist zur Seite rutschen muss.

Die Sängerin macht sich einen Spass daraus, jede Form des Zwangs abzulegen. Dies äussert sich auch in ihrer Kleiderwahl. Anstatt sich in elegante Roben zu quetschen, trägt sie alles ein, zwei Nummern zu gross und verzichtet auf einen BH. Lady Gaga fühlt sich sichtlich frei – und dient damit der Entfaltung ihrer starken und vielfarbigen Stimme.

Tony Bennett toleriert jedes Kokettieren seiner Bühnenpartnerin mit Augenzwinkern und strahlt mit väterlichem Stolz weg, dass Lady Gaga in ihren Soli («Nature Boy», «Lush Life») bezüglich Jazzpathos und Vibrato zuweilen gar dick aufträgt. Er ist der Mentor, sie die übermütige Schülerin – Tradition und Tugendhaftigkeit sind sein Business, während sie für die zeitgemässe Unterhaltung zuständig ist.

Und das Entertainment-Gen scheint der Künstlerin so naturgegeben zu sein wie Bennett die Swing Moves. Obwohl sie ihr Französisch als «un peu shifty» bezeichnet, passt sie sich sprachlich der Westschweiz an. «Bisous» à gogo schickt sie dem Publikum.

Miriam Lenz, sda

aufgeschlossenen Jugendarbeiter zeigt.

Jugendlich anmutig

Die Liebe auf den ersten Blick ist etwas Kurioses: vor allem, wenn die Sonnenbrillen auf sind, Perücken zur Ballausstattung gehören und die Regie Distanz gebietet. Aber schön und zart, mehr bei sich gestalten die Thunerin Iréna Flury und der Schotte Dirk Johnston dann jugendlich anmutig die klassischen Romeo-und-Julia-Szenen: Balkon, Hochzeitsnacht, das Finale in der Gruft, wo ihr Aufwachen und sein Tot-Umfallen etwas überdramatisch im selben Augenblick geschehen. In den Szenen werden sie – in welchem Verona und in welcher Epoche auch immer – zum Mythos des Liebespaars, das schon millionenfach gestorben ist, aber ewig lebt.

Das Orchester hat daran grossen Anteil mit Oboen-, Cello- und E-Gitarren-Soli, mit Hörnerschmelz und klanglichen Finessen. In den Händen von Iwan Wassilevski ist das bestens aufgehoben.

Herbert Büttiker

Aufführung jeweils Mittwoch bis Samstag bis 22. August. Tickets sind an Vorverkaufsstellen, per Starticket (0900 325 325) und via Festival-Homepage erhältlich. www.thunerseespiele.ch

«Es gibt nur guten oder schlechten Tanz, unabhängig, welche Form er hat.»

Heinz Spoerli

die Einsamkeit suchte, um Musik zu hören.

Vielleicht gleicht der Choreograf darin dem italienischen Maler Jacopp da Pontormo, von dem Spoerli glaubt, er habe auf einem Baum gelebt, um allein zu sein, und dem er eines seiner liebsten Stücke gewidmet hat: «... und Farben, die mitten in die Brust leuchten».

In der Auseinandersetzung mit dem bildenden Künstler fand Spoerli die Metapher, mit der er sein eigenes Schaffen zu fassen versucht. Als «Malen mit Bewegungen», beschreibt er es, die Tänzer und Tänzerinnen als «seine Farben». Er könne Musik sehen, sagt Spoerli, und das gelte nicht nur für die Klassik.

Martin Bieri, SFD